

Russen, gegen eine dreifach überlegene Zahl. Der tapfere Moritz von Dessau deckte mit zehntausend Mann Sachsen, so gut es gehen wollte, denn der gewandte kaiserliche Oberst von Laudon mit seinen flinken leichten Truppen machte ihm das schwer genug, und auf der andern Seite konnte er wiederum dem König nicht genug tun. Damals wurde der Brief von dem Vater geschrieben, „der sich im Grabe umkehren würde“. Dazu drängte der Reichshofrat auf Betreiben des Kaisers Franz die Fürsten aus den regierenden Häusern fortwährend, den Dienst eines Königs zu verlassen, gegen den die Reichsexekution angesetzt war. Wirklich, Moritz hatte es nicht leicht.

Generalmajor von Rebentisch bewachte mit sechstausend Mann die Heerstraße über Bauzen nach Dresden, er selbst stand bei Bauzen, wo fleißig Brot gebacken wurde.

So blieben dem König schließlich knapp fünfzigtausend Mann, um sich an das schwere Problem zu wagen, das dort oben breit und selbstbewußt auf den Höhen von Zittau lagerte, über achtzigtausend Mann stark.

Aber König Friedrichs klare Entschlossenheit faßte allein den einen Ausweg ins Auge, der ihm übrig blieb, — die Schlacht. Wenn sich nur irgend eine Gelegenheit bot, wenn nur irgend eine Schwäche des Gegners seinem durchdringenden Blick kund ward, so wollte er sein altes Kriegsglück von neuem versuchen.

Allerdings die Oesterreicher da in ihrem Lager rippten und rührten sich nicht. Es stand sich da oben ja recht gut, wozu sich also Blößen geben? Dieser König war ein zu



Aus Rehwisch, Keuthen.

Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Prinz Joseph Friedrich von Sachsen-Hildburghausen.

Nach einem Stich von Syfang.

gefährlicher Mann. Das fortwährende Drängen des Kaisers, der Kaiserin und des Grafen Kaunitz half diesmal keinen Deut, die Strategen von Zittau munter zu machen. Sie wußten nur zu genau, daß nicht die Herren vom grünen Tisch in Wien, sondern daß sie, die im Felde standen, bei einem unglücklichen Ausgang ihre Haut zu Markte tragen würden. Sie zogen es vor, abzuwarten, daß sich die Preußen an ihren Stellungen die Köpfe einrennen würden.

Der König seinerseits kannte Dauns Gedanken recht gut. Er spottete über ihn und den Prinzen Karl in einem Briefe, den er in jenen Tagen an Keith schrieb, aufs lustigste, wenn auch mit bitterem Beigeschmack:

„Es ist nicht schwer, den kurzen und einfachen Schluß zu machen: der König von Preußen hat viele Feinde, er vereinigt seine ganze Streitmacht in der Lausitz, also er will seine Kräfte noch gegen die unsren versuchen, bevor er sich gegen seine andern Feinde wendet. Leopold Daun hat diese kleine Anzahl von Ideen in seinem schweren Schädel zu kombinieren vermocht, ich denke, daß er sich unverzüglich daran machen wird, seine Kanonen aufzustellen, die wir, hoffe ich, ihn noch einige Male umzustellen nötigen werden. Prinz Karl trinkt, ißt, lacht und lügt. Die Großsprecher da unten teilen sich in unsere Haut, und man ist in Wien nur noch wegen des Gefängnisses in Verlegenheit, in das man mich stecken will. O wie süß soll es sein, diese hochmütige und anmaßende Brut tüchtig auszuklopfen.“

Als ihm von Bauhen her ein genügender Brotvorrat

für die nächsten Tage zugeführt worden war, rückte Friedrich frischen Mutes vor. Das Vorrücken stimmte ihn immer gut, sein Gemüt wurde leicht, und sein Witze begann zu spielen. Als ihm eine Anzahl feindlicher Husaren in die Hände fielen, die als Soldaten gerade keinen Vertrauen erweckenden Eindruck machten, schrieb er an Winterfeldt:

„Wann er Putenjungens in Seinem Gut gebraucht, so kann ich Ihm mit unsere Gefangene dienen.“

Einen flotten Husarenstreich vollführte der Oberst von Werner. Der Mann kam aus österreichischen Diensten und war seinerzeit Untergebener von Nadasdy gewesen, den zu lieben er wohl aus irgend einem Grunde keine besondere Ursache hatte. Er kam mit der Vorhut den österreichischen Vortruppen in Ostriß über den Hals, als Nadasdy just zur Tafel saß. Der Banus von Kroatien gelangte mit knapper Not in den Sattel und entwischte, während seine Equipage, Dienerschaft und Sekretär aufgefangen wurden. In seinem Gepäck fanden sich Briefe, die ein Hofmeister der Königin von Polen und Kurfürstin von Sachsen, der schönen Maria Josepha, aus Dresden an Nadasdy geschrieben hatte, um ihm die Unternehmungen des Königs von Preußen zu verraten.

Der König war boshaft genug, diese Briefe seiner schönen Gegnerin vorlesen zu lassen. Den Kammerjunker von Schönberg aber, den Verfasser, ließ er sicherheits halber nach Spandau bringen und gab ihm so Gelegenheit, fern von Madrid über Gefälligkeiten nachzudenken, die man in einem okkupierten Lande schönen Königinnen lieber nicht erweisen sollte.

Wohl war der König entschlossen, die Oesterreicher anzugreifen und den letzten Mann an eine endgültige Entscheidung zu setzen. Aber er war denn doch nicht der rücksichtslose Draufgänger und va banque-Spieler, der alles auf eine Karte setzte. Er war es gewohnt, stets mehrere Trümpe im Spiel zu haben, und mit feiner Berechnung zu spielen. Zufällen gab er sich nicht gern preis. Neben kühnem, ja kühnstem Wagen wohnte dennoch eine weise Mäßigung und vorsichtige Berechnung der Lage. Eine Schlacht mußte etwas einbringen, ihre gewaltigen Blutopfer einem großen Zweck gebracht werden.

„Kommt der Feind, ich schlage ihn und kann nicht nachsehen, so ist nur ein unnützes Blutbad, das nichts entscheidet, und das muß nicht sein, sondern jede Bataille, so wir liefern, muß ein großer Schritt vorwärts zum Verderben des Feindes sein.“

Die Lage, die ihm eine siegreiche Schlacht und ein vernichtendes Nachdrängen ermöglicht hätte, fand der König hier nicht vor. Vergeblich unternahm er mit Winterfeldt verschiedene Rekognoszierungsritte; ihre beiden Augenpaare, die sich danach sehnten, irgend einen Punkt zu entdecken, wo ein Angriff mit Aussicht auf Erfolg einsetzen konnte, spähten vergeblich umher. Der gewandte General von Hadik, von dem wir noch Erfolgreicheres hören werden, hatte rechtzeitig gewarnt, so daß Daun sich gehörig vorsehen konnte. Ohnehin ein Meister in der Auswahl geschickter Verteidigungsstellungen, hatte der Sieger von Kolin hier genügend Zeit, alle Vorteile auszunutzen.

Prinz Heinrich, dessen guten militärischen Blick der König kannte, riet entschieden vom Angriff ab. Der Feldmarschall Keith, dem auch ein offenes Wort erlaubt war, gab auf die Frage des Königs: „Wie wirds wohl gehen?“ die trockene Antwort: „Wenn Ew. Majestät den Ruhm des Feldmarschall Daun vermehren wollen, — so wird das sehr gut gehen.“

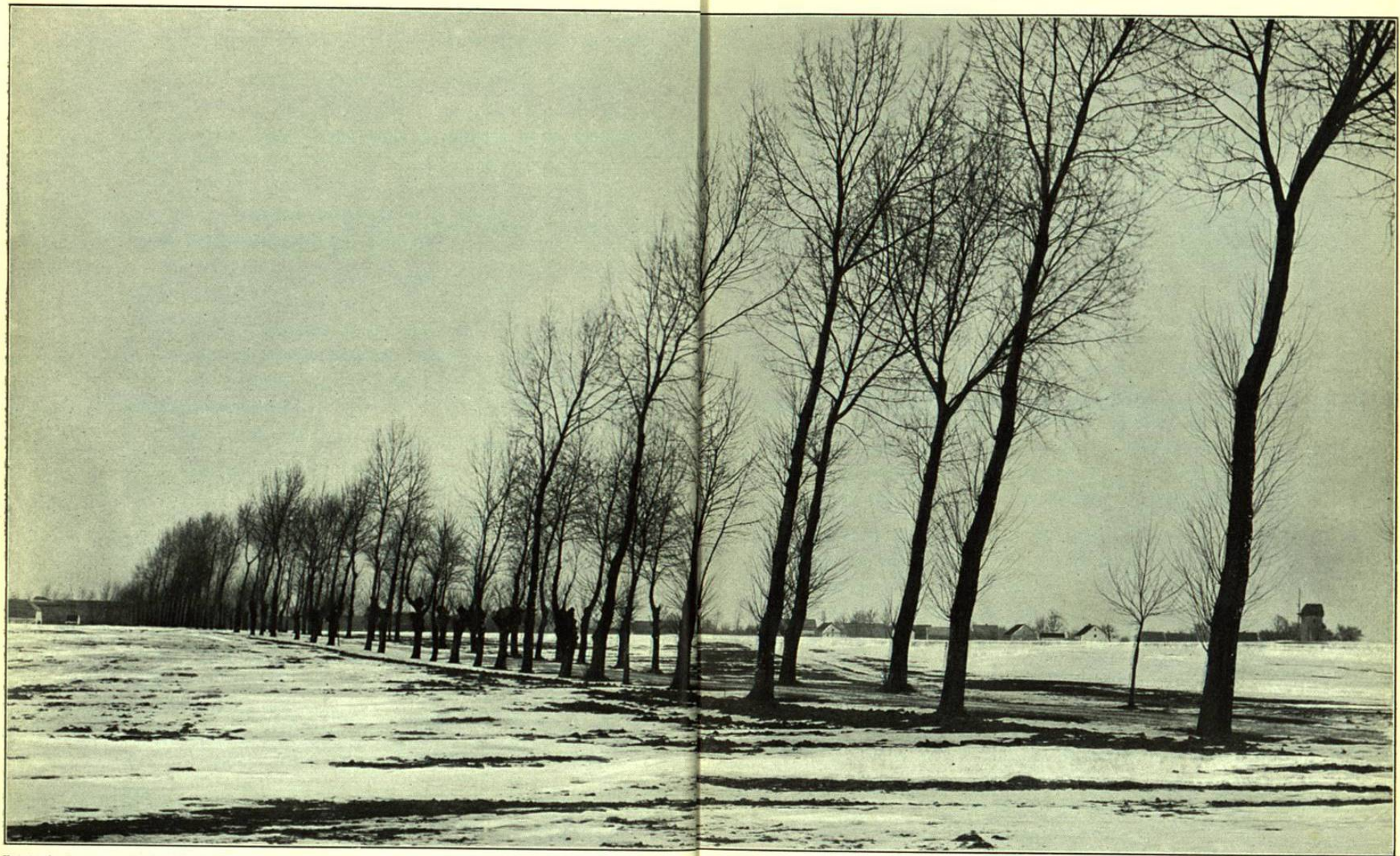
Der König stand endlich nach einem letzten erfolglosen Erkundungsritt enttäuschten Herzens von einem Angriff ab. Er sah nur zu gut ein, daß ein zweites Kolin ihn gänzlich zu Boden werfen würde und selbst ein Sieg, mit ungeheuren Opfern erkaufte, keine Entscheidung herbeiführen würde.

„Daun will sich nicht mit mir schlagen, so will ich ein Epigramm auf ihn machen“, sagte er in bitterer Ironie.

So befahl er den Rückzug, und niemand war froher, daß der König davonzog, als Daun und Prinz Karl.

„Bey solcher Bewandnus“, schrieb Lothringen vernügt nach Wien an seine Schwägerin, „da der König seine Absicht vereitelt und derselben ausführung allzu beschwärllich zu seyn erkante, faste er endlich den einem hochmütigen Geist nicht anderst als hart fallenden Entschluß, ohnverrichter Dingen wiederum zurückzuweichen.“

Da nun einmal Leopold Daun und der Kaiserbruder ihm den Waffentanz hartnäckig verweigerten, mußte König Friedrich schon sehen, den Gewalthebel zur Sprengung des eisernen Ringes anderswo anzusetzen. Er beschloß daher, die Schlachtentscheidung, die ihm an



Originalaufnahme zu Rehtwisch, Leuthen.

Weg von Frobs nach Leuthen.

Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

In diesen Weg lehnte sich bei Frobelwitz das Zentrum und, weiter nach Leuthen zu, der sächsisch-preussische Infanteriesügel. Das Dorf im Hintergrunde ist Frobelwitz. Die Mühle rechts von dem Dorf liegt auf dem Breslauer Berg. Von hier aus leiteten der Prinz von Lothringen Graf Daun die Schlacht. Nahe der Mühle hat auch die Feldequipage des Prinzen gestanden.

der Grenze Schlesiens versagt blieb, in Mittelddeutschland bei den Franzosen und der Reichsarmee zu suchen.

Diese Reichsarmee war auf eine höchst mühselige Weise zusammengebracht worden. Den deutschen Fürsten damaliger Zeit war es im Grunde ihres Herzens sehr gleichgültig, ob schließlich Oesterreich oder Preußen siegte. Hauptsächlich war es ihnen darum zu tun, ihre Truppen gegen einen möglichst reichen Sold dem Meistbietenden zu vermieten, um die Mittel zu einer glänzenden Hofhaltung im Stile des französischen Hofes zu gewinnen oder, wenn sie sparsamer Natur waren, ein möglichst großes Hausvermögen zusammenzuraffen.

Aber auch das religiöse Bekenntnis spielte, wie überall in der Politik, hier in nicht geringem Maße mit. Die Protestanten, die Fürsten sowohl wie die Reichsstände, fürchteten allgemein, daß das Bündnis zwischen Oesterreich und Frankreich schließlich zur Unterdrückung des Protestantismus führen könne. In Sachsen und Württemberg und andern protestantischen Ländern wurde von den lutherischen Kanzeln für König Friedrich gebetet.

Aber auch in den Heeresteilen der einzelnen Kleinstaaten herrschte unter den Offizieren und Mannschaften eine unverkennbare Hinneigung zur preußischen Sache. Sehr viele von ihnen hatten durchaus keine Lust, für das Haus Bourbon oder das Haus Habsburg den Degen zu ziehen. Viel lieber wären sie im Bunde mit Friedrich und unter seinen Fahnen von Sieg zu Sieg geeilt.

Der Baron von Plotho, Friedrichs Gesandter am Reichstag zu Regensburg, tat redlich das seine, um die

Reichsstände auf die preussische Seite hinüberzuziehen. Er unterhielt geheime Agenten an allen süddeutschen Höfen, in München und Stuttgart, Augsburg, Ulm, Frankfurt und Nürnberg, die für die preussische Sache warben.

Ganz schlimm wurde es erst für das Gedeihen der Reichsarmee, als die Kunde von der siegreichen Prager Schlacht ins Reich drang und Friedrich seinen Oberst Mayr mit zweitausend Mann leichter Truppen und fünf Kanonen absandte, um den Gerüchten von Prag noch heilsamen Nachdruck zu geben.

Dieser Mayr, eine Art moderner Condottiere, war einer von Friedrichs Freischarenführern. Er war ein natürlicher Sohn des spanischen Gesandtschaftsattachés bei der Wiener Botschaft, Grafen von Stella, seine Mutter eine Wiener Bürgerstochter.

„Sie lebte“, wie ein Chronist devot und einfältig berichtet, „in Wien von der Geschicklichkeit ihrer Hände in weiblichen Verrichtungen, bis sie durch Artigkeit und Schönheit sich unsern Helden erworben hatte.“

Ein wildes abenteuerliches Leben lag hinter dem Manne, als er 1755 in preussische Dienste trat. Er hatte unter Osterreichs Fahnen, ein Jüngling noch, gegen die Türken gefochten, bei Mollwitz und bei Kesselsdorf auch gegen die Preußen. Einst hatte er sich in der Trunkenheit ein Brotmesser in die Brust gestossen, kam aber mit dem Leben davon. Ein sächsischer Edelmann von altem Namen fiel durch seine Hand im Duell, sie waren über den Würfeln zusammengekommen. Das Trinken hatte

Mayr nach seinem Unfall aufgegeben. Dem Tabak, den Würfeln und Weibern aber blieb er treu bis an sein selbiges Ende. Er führte stets zwei Konkubinen auf seinen Kriegszügen mit sich. Die eine hat ihn beerbt, es waren aber nach Bezahlung der Manichäer nur einige Dukaten übrig.

Johann von Mayr war der Mann dazu, mit seinen paar Bataillonen und Schwadronen in den Teilen des Reichs, die er durchzog, gehörig Schrecken und Aufregung zu verbreiten. Die Perücken auf dem Reichstage des heiligen römischen Reichs zu Regensburg bebten und zitterten. Der preussische Feldhauptmann drang bis Nürnberg vor, das er leider nicht nehmen konnte, weil es ihm an Belagerungsgeschütz fehlte. Der Rat von Nürnberg erbot sich, achtzigtausend Gulden zu zahlen, um sich von der Neutralitätsbedingung, die der König stellte, loszukaufen. Es war ein wunderlicher Wirrwarr in allen Köpfen, und keiner wußte recht aus noch ein.

Aber nach dem Tage von Prag kam der von Kolin, und die preussischen Dinge gerieten ins Sinken. Die Reichstruppen konnten sich ohne Hinderung sammeln, und auf die widerwilligen Elemente unter ihnen übten die Franzosen, die über den Rhein vorrückten, einen starken Druck aus. Dennoch blieb das Herz vieler auf seiten Preußens, und der General von Seydlitz erhielt von einem hohen Offizier der schwäbischen Kreistruppen, den er gefangen genommen hatte und den er wegen seines Mißgeschicks aus Höflichkeit trösten wollte, die einen Offizier Friedrichs gewiß höchst überraschende

Antwort: „Es sei ihm eben recht, und er dächte gar nicht daran, sich auszuwechseln zu lassen.“

König Friedrich behandelte die ganze Reichsarmee mit souveränem Hohn: „Er werde sich nächstens veranlaßt sehen, als Kurfürst von Brandenburg auch sein Truppenkontingent zu ihr stoßen zu lassen,“ meinte er spöttisch.

Aber immerhin, um jene Zeit, im August 1757, hatten sich dreiunddreißigtausend Mann bei Fürth gesammelt, die zusammen mit den vierundzwanzigtausend Franzosen, mit denen sie sich bei Erfurt vereinigen sollten, einen Machtfaktor bildeten, mit dem der König rechnen mußte.

Zum Oberbefehlshaber der Reichstruppen wurde Joseph Friedrich Wilhelm Prinz von Sachsen-Hildburghausen bestellt, damals 55 Jahre alt. Ein jüngerer Sohn seines Hauses, war er, fast noch ein Knabe, in den Kriegsdienst des Erzhauses getreten und hatte noch unter dem Reichsgrafen Seckendorf, dem fatalen Intriganten schlimmen Ungedenkens aus seiner Tätigkeit am Berliner Hof her, in Italien gefochten. In den Türkenkriegen der Jahre 1736—1739 kommandierte er als Generalfeldzeugmeister mit wenig Glück. Aber er verstand es dennoch, seine Beförderung zu betreiben und scheute weltfluge Mittel nicht. Er trat zum Katholizismus über und heiratete später auch die Nichte und Erbin des Prinzen Eugen, von der man ihm erzählt hatte, daß sie ein immenses Vermögen besäße. Aber es war mit dem Nachlaß nicht viel los. Der „edle Ritter“ war nicht besonders

haushälterisch gewesen. Seine erlesene Bibliothek, fünfzehntausend seltene Bücher, alle in echt französischem Maroquinband, die man seinerzeit für die erste in Europa hielt, hatte ihm ein Heidengeld gekostet. Auch die großen Kunstschatze, die er in seinen verschiedenen Palästen angehäuft hatte, hatten gewaltige Summen verschlungen. Als Joseph Hildburghausen daher post festum einsah, daß man ihn über das Vermögen seiner Gemahlin getäuscht habe, zog er es vor, die Ehe, die übrigens kinderlos blieb, wieder aufzulösen. Also ein vorteilhafter enger Mann, dem es an persönlichem Mut gewiß nicht fehlte, der aber durchaus nicht für die Lösung einer größeren Aufgabe geschaffen war, am wenigsten für die, die man ihm anvertraute, — König Friedrich zu schlagen.

Dennoch glaubte der Kaiser, gerade in diesem Manne den richtigen Oberfeldherrn für die Reichsarmee gefunden zu haben, denn er war der Meinung, daß das Kommando dieses aus so unendlich vielen Kontingenten zusammengesetzten Heeres eine gewisse organisatorische Begabung erfordere, die der Prinz von Hildburghausen in seiner Stellung als Obermilitärdirektor von Innerösterreich bewiesen hatte. Aber mit organisatorischer Begabung allein schlägt man keine Schlachten.

Unter diesem Prinzen kommandierten nicht weniger als fünfundzwanzig Generale, mit denen der arme Generalissimus des heiligen römischen Reichs seine schwere Not hatte, denn der eine von ihnen war noch bockbeiniger als der andere. Er mußte selbst, wie er

klagend einmal nach Wien schreibt, „auf diese Art den General, den Sekretär und es fehlt wenig, sogar den Profosen machen“.

Der sonst durchaus leutselige und menschenfreundliche Herr mußte schließlich seine Zuflucht zur Einführung einer außerordentlich strengen Zucht nehmen, um die widerstrebenden Elemente nur einigermaßen zusammenzuschweißen, und das schaffte erst recht Arger.

Aber es waren unter den Generalen auch Männer vorhanden, die das Ihre taten, um dem Oberfeldherrn zu helfen. Uns interessiert da besonders der Reichs-Generalfeldmarschall-Leutnant Prinz Georg Wilhelm von Hessen-Darmstadt, ein tüchtiger Soldat aus der Schule Friedrichs, der noch im Frühjahr des Jahres bei Prag am Weißen Berge bei dem Korps des Marschall Keith gestanden hatte. Der Kaiser und die österreichische Hofpartei hatten ihn, den Reichsfürsten, mit Überredungskünsten vom König hinweggelockt, und er glaubte schließlich seine Pflicht beim Reich zu finden.

Indes begegnen wir im Hauptquartier der Reichsarmee einem noch weit bedeutenderen Manne, dem kaiserlichen Oberst Gideon Ernst Freiherrn von Laudon. Friedrich hatte sich diesen tüchtigen Mann, der es aus eigener Kraft im österreichischen Heere später zu hohen Ehren brachte, mit einem raschen Wort verdorben. Als Laudon, aus russischen Diensten kommend, sich anno 1744 in Berlin dem König vorstellen ließ und um eine Hauptmannsstelle bat, sah der König mit scharfem Blick die etwas unglückliche Gesichtsbildung des Mannes

einen Augenblick an und sprach dann, sich abwendend, zu seinem Gefolge das schnelle Wort: „La physiognomie de cet homme ne me revient pas!“

Das rasche Wort sollte sich einst bitter rächen. Dieser dürftige Offizier mit den unansehnlichen Zügen, der sich in Berlin wochenlang mühselig mit Abschreiben ernährt hatte, nur um eine Gelegenheit zur Audienz beim König abzuwarten, gehörte jener zurückhaltenden, schweigsamen Spezies an, aus der die großen Strategen hervorgehen. Auf seinen späteren Bildern sieht man um seinen Mund deutlich jenen Zug, wie Moltke ihn hatte, wie Graf Haefeler ihn hat. Auch seine sonstigen Eigenschaften, die mit eiserner Zucht gepaarte Gerechtigkeitsliebe und die Herzengüte gegen seine Untergebenen, die ihn zum Abgott der Truppen machten, verstärken den Vergleich mit diesen Männern. Er mußte sich auch in Österreich kümmerlich heraufdienen; ohne Gunst und Fürsprache war das damals schwer genug. Daß man diesen fähigsten Mann im österreichischen Heere nicht rechtzeitig an den Platz stellte, der ihm gebührte, war ein großer Fehler des Hofkriegsrats, aber der machte ja eigentlich nichts als Fehler. Prinz Karl von Lothringen schätzte Laudon sehr, während Daun ihn stets links liegen ließ und ihm ein Bein stellte, wo er nur konnte.

Als der Ruf Laudons im Wachsen war, mag Friedrich sich wohl jener Audienz und seiner raschen ablehnenden Antwort manchmal mit Bedauern erinnern haben, das war ein Mann, wie er ihn hätte brauchen können. Als damals im September 1757 ein österreichischer Kurier

auf dem Wege nach Gotha aufgefangen wurde, fand sich unter seinen Brieffschaften auch das Generalmajors-Patent für Laudon. Man sagt, daß der Überfall bei Wellemin, wo der tapfere Manstein sein Leben ließ, ihm die Beförderung eingebracht habe. Der König sandte einen Trompeter mit dem Patent an Laudon und ließ ihm dabei seine besten Glückwünsche aussprechen.

Die Begabung des Prinzen von Hildburghausen für die Organisation einer Armee fand allerdings Zustände vor, denen gegenüber sie ihre Feuerprobe bestehen konnte. Unter seinem Oberkommando sammelten sich aus den einzelnen Reichsgebieten heranmarschierende Heerhaufen, die größtenteils aus neugeworbenen Rekruten bestanden, also erst gehörig eingedrillt werden mußten. Es fehlte aber an dem zur Ausbildung nötigen Unteroffizierskorps. So mußten aus diesen Rekruten schleunigst die intelligenten und forschenden Burschen herausgenommen werden, um ein Ausbildungspersonal zu gewinnen. Das war sehr mühsam, und die Renitenz, die selbst das altgediente höhere Offizierskorps dem Oberkommando bezeugte, erschwerte den Gang der Dinge noch mehr.

Ein unseren modernen Anschauungen nicht weniger befremdliches Kapitel war die Bekleidungsfrage. Wohl waren vom Reich in zahlreichen Paragraphen genügend Vorschriften über Montierung und Regimentsabzeichen der einzelnen Truppenteile vorhanden, es fehlte nur, — daß sie eingehalten wurden. Aber da eben haperte es. Die Kontingente der größeren Staaten, die auch in Friedenszeiten einige tausend Mann Truppen unter-



Aus Rehtwisch, Leuthen.

Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Gideon Ernst Freiherr von Laudon.